

Sommersemester 1994
Literaturwissenschaftliches Seminar II
Dichtung und Naturwissenschaft um 1800
Seminarleiter: Prof. Dr. Harro Segeberg

Naturwissenschaft als Perspektive
Empirie, Sage und Allegorie in
Kleists „Erdbeben in Chili“

vorgelegt von:
Patrick Goltzsch
Hamburg

Hamburg, den 25. Juli 1994

**Das Kleist-Archiv Sembdner in Heilbronn stellt den Text zur
Verfügung:
<http://www.Kleist.org/>**

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Eine Staubwolke löst sich auf	4
3	Erdbeben: Theorie und Dichtung	12
3.1	Erdbeben-theorien des 18. Jahrhunderts	13
3.2	Kleist und Voltaire	16
3.3	Kleist und Michell	17
4	Drei Variationen über ein Thema	19
5	Perspektive und Wirklichkeit	23
6	Zusammenfassung	27

1 Einleitung

Der Rahmen für diese Arbeit war gesetzt durch das Oberthema „Dichtung und Naturwissenschaft um 1800“. In diesem Rahmen fand eine Auseinandersetzung mit Herminio Schmidts Buch „Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip“ statt, als deren Resultat diese Arbeit entstand. Dabei war die Auseinandersetzung geprägt durch ein Schwanken von anfänglicher Ablehnung über Zustimmung zu einer deutlichen Relativierung der These Schmidts, daß Kleist dem Handeln seiner Figuren elektrophysikalische Prinzipien zugrundelege.

Die Entdeckung in einem populärwissenschaftlichen Buch von 1797, daß man zu jener Zeit versuchte, die neuen Entdeckungen im Rahmen der Elektrizität auch als Erklärung für Erdbeben heranzuziehen¹, führte — noch in der Phase der Zustimmung zu Schmidts These — dazu, zu untersuchen, ob Kleist, wenn er denn schon elektrische Prinzipien verwandt haben sollte, nicht auch eine solche gängige Theorie verarbeitet haben könnte. Da eine der wenigen Erzählungen Kleists „Das Erdbeben in Chili“ heißt, war die Idee naheliegend, und der Versuch einer solchen Untersuchung erschien zumindest lohnenswert. Die Auseinandersetzung mit der elektrischen Erdbeben­theorie führte dabei zu zwei Ergebnissen. Zum einen mehrten sich die Zweifel an Schmidts These bei der erneuten Lektüre des Originals und zum anderen hat Kleist, wie gezeigt werden wird, zumindest nicht die elektrische Theorie für die Darstellung des Erdbebens herangezogen. Diese Ergebnisse führten dann im weiteren Verlauf der Untersuchung zu den Hypothesen, die den Schluß dieser Arbeit bilden, nämlich daß Kleist zum einen naturwissenschaftliche Erkenntnisse nicht zum Prinzip seiner Dichtung macht, sie jedoch in deutlich erkennbarer Weise nutzt, und zum anderen dazu, daß die naturwissenschaftliche Sicht der Dinge selbst befragt wird, indem er sie im „Erdbeben“ mit anderen Perspektiven, nämlich der sagenhaften und der allegorischen, vergleicht.

Diese etwas umständliche Schilderung des Gedankengangs, der zu dieser Arbeit führte, hat hier nur den Zweck, die folgende Vorgehensweise verständlich zu machen. Denn für das Verständnis ist nicht nur die „Versuchs­anordnung“ von Belang, sondern auch der Gedankengang, der zu ihr führte. Die Anordnung ist hier die Folgende: der zweite Teil beinhaltet eine eingehendere Auseinandersetzung mit der These von Herminio Schmidt. Der dritte Teil stellt Erdbeben­theorien des ausgehenden 18. Jahrhunderts dar und zeigt, ob und welchen Einfluß sie auf die Erzählung „Das Erdbeben in Chili“ hatten. Dort wird auch ein Vergleich zur Schilderung des Erdbebens in Voltaires *Candide* zu Hilfe genommen werden, um den seismologischen Hintergrund der Kleistschen Darstellung hervorzuheben. Der vierte Abschnitt folgt dem Erdbeben als thematischem Motiv in der Erzählung und wird zeigen, daß die Darstellung des Bebens dreimal durch einen Wechsel der Perspektive variiert wird. Die Interpretation verknüpft dann die gesponnenen Fäden zu einer Deutung in dem hier gesteckten Rahmen. Den Abschluß bildet eine Zusammenfassung.

¹vgl. Kühn, S. 181 – 220

2 Eine Staubwolke löst sich auf

Die zentrale These Schmidts wird schon im Titel seines Buches vorgestellt: „Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip“. Er belegt seine These in der Weise, daß er das Denken Kleists, soweit er es aus dessen Briefen und Aufsätzen extrahieren kann, in die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Entwicklungen um 1800 einbettet. Danach versucht er sie, insbesondere in den Dramen „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Penthesilea“ sowie in verschiedenen Stellen aus den Erzählungen nachzuweisen.

Der wesentliche Zug an der Denkweise Kleists liegt dabei für ihn darin, daß jener versuche „die Naturphänomene in ein artfremdes Bezugssystem denkend zu übertragen.“² Das artfremde Bezugssystem meint hier die von Kleist sogenannte „moralische Welt“. An dieser Sichtweise Schmidts ist bemerkenswert, daß Kleist Phänomene aus dem Bereich der Natur direkt in das menschliche Miteinander projizieren soll. Es fände demnach keine Abstraktion statt, die Gesetzmäßigkeiten des einen Bereichs mit denen des anderen vergleichbar macht. Auf diese Weise wird sogar eine Analogie zwischen beiden Bereichen ausgeschlossen, und dieses würde bedeuten, daß die Figuren Kleists sich beispielsweise nicht wie Leidener Flaschen verhielten, sondern als solche gedacht wären. Hier wird das „Dichtungsprinzip“ deutlich, daß Schmidt im Untertitel seines Buches meint. So gesehen wären die Dichtungen nicht als Analogien zu naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu verstehen, sondern sie stellten poetische Formulierungen derselben dar. Kleist bildete demzufolge in seinen Werken naturwissenschaftliche Versuchsanordnungen nach, identifizierte die einzelnen Elemente der Anordnung mit Personen und beschrieb dann in den Personen den Ablauf des Versuches. Hätte diese These nichts weiter für sich, wäre sie schon an diesem Punkt als überaus anregend zu bezeichnen, aber wie Schmidt schon in der Einleitung feststellt, enden Versuche einer psychologischen Deutung der Kleistschen Figuren in einer Sackgasse.³ Diese gar nicht erst zu betreten, sondern mittels einer naturwissenschaftlichen Deutung einen anderen Weg einzuschlagen, verspricht eine ansprechende Lösung des Problems. Es kommt hinzu, daß Schmidt überaus detailliert argumentiert und versucht, das Prinzip bis in die Einzelheiten hinein deutlich zu machen und nachzuweisen.

Eine Ablehnung des Schmidtschen Ansatzes findet sich in einem Artikel Pickerodts. Leider läßt sich der Autor darin nicht auf die Argumentation Schmidts ein, sondern geht an ihr vorbei, indem er die aus diesem Ansatz entstehenden Figuren als mechanistisch und damit als unfähig zu widerstreitenden Empfindungen charakterisiert. Er verweist auf den als zwiespältig empfindend konzipierten Tänzer aus dem Marionettentheater und schließt, daß das Drama Kleists „seinem Wesen nach auf der innerfiguralen Gegensätzlichkeit seiner Protagonisten, welche die intersubjektive erst nach sich zieht“⁴ beruhe. Hier werden zum einen das Verhalten der Figuren sowie zum andern deren innerer Zustand miteinander verknüpft, und es wird behauptet — leider fehlen entsprechende Belege —, die Handlung zwischen den Akteuren werde durch deren

²Schmidt, S. 18

³Schmidt, s. S. 8

⁴Pickerodt, S. 166

innere Zerrissenheit bestimmt. Einerseits ist der Hinweis auf das „Marionettentheater“ hier vollständig fehl am Platz, denn eine Handlung findet in diesem Dialog nicht statt, und zudem ist gerade dort eine „Gegensätzlichkeit“ thematisiert, nämlich die zwischen Anmut und Selbstbewußtsein. Andererseits wird übersehen, daß, denkt man aus der Perspektive Schmidts weiter, die Figuren durchaus Gegensätze in sich vereinigen könnten, und zwar im Sinne einer inneren elektrischen Polarität. Zum Zeitpunkt einer Handlung könnte entweder ein bestimmter Zustand maßgebend sein oder die Personen würden durch andere in einen solchen gebracht. Diese Erwägungen müssen zwangsläufig dazu führen, bei der Kritik an Schmidts Theorie einen anderen Weg einzuschlagen.

Der Weg muß darin bestehen, die Theorie anzunehmen und ihrer Argumentation zu folgen, um an ihren Argumenten zu prüfen, ob sie das, was sie verspricht, auch halten kann. Dabei soll Schmidts Annahme unbestritten bleiben, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse einen Einfluß auf die Dichtungen Kleists hatten. Im Gegenteil, dieser Einfluß soll weiter unten noch in anderer Weise deutlich gemacht werden. Die Frage, die sich hier stellt, ist vielmehr die, ob die Stringenz der Durchführung — die bis ins Detail gehende poetische Darstellung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse —, die Schmidt bei Kleist festzustellen meint, tatsächlich in diesem Maß vorhanden ist. Hier sind Zweifel angebracht. Da es nicht Sinn und Zweck dieser Arbeit sein kann, der Argumentation Schmidts bis in jede Einzelheit zu folgen und sich mit ihr auseinanderzusetzen, soll es genügen, den Zweifel an seiner These anhand zweier Beispiele zu verdeutlichen. Wenn diese Zweifel dann deutlich geworden sind, sollen die Prämissen dieser These überprüft werden.

Im Abschnitt über „Ohnmacht und Elektrizität“ zieht Schmidt⁵ als Beispiel eine Szene aus der Erzählung „Der Findling“ heran, in der Elvire

„auf der Kante eines Stuhles stehend, unter den Gläsern und Caravinen umher[suchte]: als Nicolo die Tür sacht öffnete, und mit einem Licht [...] mit Federhut, Mantel und Degen, durch den Saal ging. [...] als Elvire hinter ihm, mit Flaschen und Gläsern, die sie in der Hand hielt, wie durch einen unsichtbaren Blitz getroffen, bei seinem Anblick von dem Schemel, auf welchem sie stand, auf das Getäfel des Bodens niederfiel.“⁶

Für Schmidt sind an dieser Szene zwei Dinge bemerkenswert. Das erste besteht in dem Ausdruck Caravine, die er mit einer florentinischen Flasche und der Leidener Flasche gleichsetzt: „In dieser frühesten Form besteht sie [die Leidener Flasche] aus einem Fläschchen, einer florentinischen Flasche oder Caravine. . . .“⁷ Dabei entnimmt er den Hinweis auf die florentinische Flasche der deutschen Übersetzung der Briefe Franklins zur Elektrizität. In Schmidts Lesart dieser Szene erhält Elvire durch die Berührung dieser Kleistschen Flasche einen elektrischen Schlag.

Im Universal-Lexikon von Zedler heißt es unter dem Stichwort „Caravine“, daß sie „eine gläserne Flasche auf vielerley Art formiret“ sei, die bei Tisch dazu

⁵Schmidt, S. 41

⁶Kleist, Bd.2, S. 204

⁷Schmidt, ebd.

diene, daß „sich ein jeder nach Belieben viel oder wenig daraus einschenken möge.“⁸ Demgegenüber spricht Franklin in seinem XXI. Brief zur Elektrizität, auf den Schmidt verweist, von einer „*Florence flask*“⁹. Deren Glas, und um das geht es Franklin in diesem Absatz, unterscheidet sich von anderen Glasarten durch die vielen kleinen Bläschen im Glas. Es handelt sich hier also um zwei verschiedene Dinge: einerseits ein Glas, daß durch seine Funktion definiert ist, nämlich die Caravine, und andererseits das florentinische Glas, das sich durch seine Beschaffenheit auszeichnet. Damit ist dann aber auch der gleichsetzende Dreischritt Schmidts: Kleistsche Flasche = florentinische Flasche = Caravine ungültig, und somit enthält dieser Textabschnitt keinen Hinweis auf eine Leidener Flasche.

Der Kontext der Ohnmacht, in welchem Schmidt dieses Beispiel anführt, legt schon nahe, daß der zweite bemerkenswerte Umstand für ihn darin besteht, daß Elvire ohnmächtig zu Boden „stürzt“¹⁰. Eine wesentliche Rolle spielt für ihn in diesem Zusammenhang, daß die Ohnmacht ohne Vorankündigung plötzlich eintritt. Die Ursache dieser Ohnmacht und ihres schnellen Eintretens sieht er in dem elektrischen Schlag, den Elvire durch die Leidener Flasche erhält.

Ein medizinisches Wörterbuch des frühen 19. Jahrhunderts nennt als Gründe für Ohnmacht unter dem Stichwort „Lipothymie“: „unmittelbar Nerven schwächende: insbesondere Gemütsbewegungen Furcht, Schrecken, Verdruß, widrige Eindrücke auf die Sinne“¹¹. Dabei kann die Ohnmacht sich ankündigen, kann aber auch ganz plötzlich eintreten. Das bedeutet, daß die Plötzlichkeit, mit der die Ohnmacht hier und auch anderswo bei Kleist eintritt, durchaus im Rahmen der medizinischen Erkenntnisse jener Zeit bleibt und nicht durch einen elektrischen Schlag hervorgerufen worden sein muß. Zudem entläßt die elektrische Interpretation den Sinn dieser Szene; denn viele Elvire tatsächlich auf Grund eines Elektroschocks in Ohnmacht, wäre jeder andere Anlaß vollkommen nebensächlich. Sie hätte schlicht einen Schlag erhalten. Aber es ist der Anblick Nicolos, der sie erschüttert, und der weitere Verlauf der Erzählung verweist deutlich auf eine medizinische Diagnose: denn der „Findling“ Nicolo durchquert den Saal, in dem sie nach einer Karaffe mit Essig sucht, anlässlich des Karnevals in einer Verkleidung, die Elvire glauben macht, sie sähe ihre bereits tote Jugendliebe wieder auferstanden. Dementsprechend ist die Formulierung Kleists, daß sie „wie durch einen unsichtbaren Blitz getroffen“ reagiert, weniger ein Zeichen für Elektrizität, sondern mehr eine Metapher für die Plötzlichkeit und Gewalt, mit der dieser Eindruck auf Elvire einschlägt.

Insgesamt eher nebensächlich, aber doch bedeutsam für die Lesart Schmidts, ist bei seiner Wiedergabe dieser Szene, daß er Elvire „stürzen“ läßt. Dagegen verwendet Kleist das Wort „niederfallen“. Nun ist selbst im Grimmschen Wörterbuch „in Ohnmacht fallen“ eine stehende Redewendung, und Kleist setzt vor das „fallen“ noch „nieder“, da er Elvire auf einen Schemel gestellt hat. Diese Umformulierung Schmidts — gerade durch das Nebenbei, mit dem sich das „stürzen“ hier einschleicht — deutet darauf, wie sich die Texte für ihn

⁸Zedler, Band 5, Sp. 774

⁹Hervorhebung im Original: Franklin, S. 360

¹⁰Schmidt, ebd.

¹¹Encyc. Wörterbuch Bd. 21, S. 476

in den Rahmen der Elektrizität einordnen, denn mit diesem Austausch stellt er über die Konnotation von Stürzen die Plötzlichkeit her, die er an dieser Stelle benötigt. Dieses gestaltpsychologische Phänomen, daß der Rahmen die Wahrnehmung des Eingerahmten mitbestimmt, wird auch im nächsten Beispiel deutlich.

Das zweite Beispiel Schmidts¹², das hier untersucht werden soll, sind einige Zeilen aus dem Drama „Penthesilea“. Schmidt sieht hier und in den folgenden Zitaten eine Darstellung, „die ohne Wissen um die Ursache, sonst nur unter grössten Zugeständnissen akzeptierbar“¹³ sei. Den Kernpunkt für seine Argumentation stellen drei Zeilen dar:

Der rasche Zelter wirft, auf dem sie reitet,
Erdschollen, aufgewühlt von seiner Flucht,
Schon in die Muschel seines Wagens hin.¹⁴

Schmidt problematisiert diese Zeilen in der Weise, daß er „seiner Flucht“ dem Pferd Penthesileas zuordnet und die von diesem aufgewühlten Erdschollen in den Wagen Achilles' werfen läßt. Dieses scheinbare Paradox wird von ihm durch das Hinzuziehen einer zeitgenössischen Darstellung der Entstehung einer Staubwolke aufgelöst. Diese entsteht durch die Anziehungskraft von elektrisierten Wolken, dergestalt, daß beim Auftauchen einer Gewitterwolke sich eine Staubwolke „ohne offensichtliche Ursache, wie etwa starken Wind“¹⁵ bildet, die mit zunehmender Geschwindigkeit sich der Gewitterwolke nähert. Aus dieser Lesart ergibt sich, daß die Staubwolke Penthesilea mit „ungeheurer Kraft [von der Gewitterwolke Achilles] angezogen wird“¹⁶.

Selbst für den Fall, daß Schmidts Vorstellung von dem Geschehen richtig ist, muß angemerkt werden, daß ein galoppierendes Pferd beim Auftreffen der Vorderhufe auch Staub und Erde in Laufrichtung aufwirbelt und nicht nur hinter sich wirft. Verläßt man sich jedoch auf die Darstellung in diesen drei Zeilen, dann werden die „Erdschollen“, die Achilles aufwühlt, von Penthesileas Pferd in seinen Wagen geworfen. Das wiederum heißt nichts anderes, als daß die von Achilles' Wagen aufgewühlten Erdbrocken, von der Vorderhand ihres Tieres getroffen, nach vorne in seinen Wagen geschlagen werden. Weder die erste noch die zweite Variante benötigen eine zusätzliche Erklärung der Art, wie sie Schmidt anführt.

Wie dem auch sei, noch interessanter sind jene Zeilen, die Schmidt nicht zitiert, und den oben wiedergegebenen unmittelbar vorangehen (im folgenden kursiv):

Bei allen hohen Göttern, die uns schützen!
Sie wächst zu seiner Größe schon heran!
*Sie atmet schon, zurückgeführt vom Winde,
Den Staub, den säumend seine Fahrt erregt!*

¹²Schmidt, S. 84 ff.

¹³Schmidt, S. 88

¹⁴Kleist, Bd. 1, S.335

¹⁵Schmidt, S. 84

¹⁶Schmidt, S. 86

Der rasche Zelter wirft, auf dem sie reitet, [...] ¹⁷

Mit einem Mal kommt der Wind auf, der nach der vorgestellten Lesart hier überhaupt keine Rolle spielen soll, und der Staub, den Achilles bei seiner Flucht aufwirbelt, bewegt sich in Richtung Penthesilea, statt von Achilles, der Gewitterwolke, angezogen zu werden. Das Schema von Gewitter- und Staubwolke fällt also bei genauerer Betrachtung schlicht auseinander; denn die Gewitterwolke selber sorgt, folgt man Schmidts Darstellung seiner zeitgenössischen Quelle, nur dafür, daß sich in einiger Entfernung von ihr eine Staubwolke bildet, die sich auf die Gewitterwolke zubewegt. Sie selber jedoch verursacht weder Wind, noch wirbelt sie unmittelbar Staub auf. Zudem erreicht die Staubwolke die Gewitterwolke, und bei dem Zusammentreffen der beiden entsteht ein Blitz. Dieses Treffen findet im Drama nicht statt, da Penthesilea an Achilles' Wagen vorbeirast:

Wie sie, die Unaufhaltsame, vorbei
Schießt an dem Fuhrwerk — ¹⁸

Daraufhin stürzt Penthesilea, einige weitere fallen Amazonen über sie, und dann wird die Königin ohnmächtig. Trotzdem sieht Schmidt auch hier einen Blitz einschlagen, indem dieser auf einmal nicht mehr durch das Aufeinandertreffen von Achilles und Penthesilea entsteht, wie er es der bemühten Theorie zufolge tun müßte, sondern in dem Gewühl der aufeinandergestürzten Amazonen einschlägt. Erneut bemüht Schmidt für die sich an den „Blitz“ anschließende Bewußtlosigkeit den Begriff einer „elektrischen Ohnmacht“ ¹⁹. Läßt man die angesprochenen Unstimmigkeiten beiseite und folgt dem Zusammenhang von Blitz und Ohnmacht, hilft in diesem Fall das Weiterlesen im medizinischen Wörterbuch, denn als weiterer Grund für Ohnmacht werden, unmittelbar hinter dem obigen Zitat, auch „große Körper- und Geistesanstrengungen“ ²⁰ genannt. Die Anwendung einer „elektrischen Ohnmacht“ statt einer, welche die körperliche Anstrengung verursacht, sorgt, analog zum obigen Beispiel, auch hier für eine Sinnentladung der Szene. Stimmt man der elektrischen Theorie zu, ergäbe sich an dieser Stelle ein Paradox: man müßte Kleist, der unzureichend durchgeführten Poetisierung dieses Naturschauspiels wegen, der Inkonsequenz zeihen. Der Fehler läge mit einem Mal beim Autor und nicht beim Sekundärliteraten.

Nachdem die Zweifel an der Stringenz, die Schmidt postuliert, deutlich geworden sind, erscheint es notwendig, zu fragen, ob das Fundament, auf das Schmidt seine Argumentation baut, tatsächlich so festgefügt ist, daß es sie tragen kann. Dabei ruht die Argumentation auf zwei Pfeilern. Der eine besteht in der Einengung der Lesart der Kleistschen Texte auf das Thema der Elektrizität. Den anderen bildet die Hauptthese Schmidts, Kleist übertrage Gesetzmäßigkeiten der Natur in den zwischenmenschlichen Bereich. Zuerst zum Phänomen der Reduktion:

¹⁷Kleist, ebd.

¹⁸Kleist, Bd. 1, S. 336

¹⁹Schmidt, S. 87

²⁰Encyc. Wörterbuch, ebd.

Schmidt beginnt damit, die geistesgeschichtliche Situation und den Stand der Naturwissenschaften um 1800 zu skizzieren. Kleist stellt er dann, vollkommen zu recht, als einen wissensdurstigen und Anteil nehmenden Zeitgenossen dar. Zu bemängeln bleibt nur, daß er dessen Interesse auf die Elektrizität einschränkt. Deutlich wird das im Umgang mit diesem Zitat Kleists: „Sieh, die Welt kommt mir vor, wie eingeschachtelt; das kleine ist dem großen ähnlich.“²¹ Schmidt schränkt es unnötig in seiner Bedeutung ein, indem er es mit Zitaten von Franklin, Goethe und Lichtenberg zur Elektrizität einrahmt²². Zum einen schreibt Kleist an dieser Stelle des Briefes über Seelenwanderung beziehungsweise den Zusammenhang von Leben und Tod, und zum anderen ist diese Sicht der Dinge auch für andere Gebiete der damaligen Naturwissenschaft von Bedeutung. So beschreibt Laplace Newtons Anwendung des Gesetzes der Schwerkraft auf die Planetenbahnen wie folgt: „Nach diesem Gesetze fand er, dass die durch die Körper bey ihrem Falle beschriebene Linie eine Ellipse ist, deren einen Brennpunkt der Mittelpunkt der Erde einnimmt. Da er nun weiter betrachtete, daß die Planetenbahnen gleichfalls Ellipsen sind, in deren Brennpunkten der Mittelpunkt der Sonne liegt, so hatte er die Genugthuung zu sehen, dass seine Auflösung, die er bloss aus Neugierde unternommen hatte, auf die größten Gegenstände der Natur anwendbar wäre.“²³ Die Schachtel der Gravitationstheorie enthält also die Schachtel der großen Planetenbahnen und diese wiederum jene der Kurve des kleinen geworfenen Steins. Der enge Rahmen der Elektrizität, in den Schmidt Kleists Zitat gezwängt hat, konnte so durch den Beweis seiner Mehrdeutigkeit aufgebrochen werden.

Die reduzierende Lesart Schmidts wird umso unverständlicher, als Kleist es nicht an Bildern fehlen läßt, die andere naturwissenschaftliche Beobachtungen illustrieren. In dem oben besprochenen Abschnitt aus dem Drama „Penthesilea“ finden sich einige Textstellen, welche das verdeutlichen. Da rasen die Wagen so schnell, daß die Trägheit des menschlichen Auges es nicht mehr erlaubt, die Details auseinander zu halten:

Der Blick drängt unzerknickt sich durch die Räder,
Zur Scheibe fliegend eingedreht, nicht hin!²⁴

Wenige Zeilen später kämpft Penthesilea bei ihrer Verfolgung Achilles' mit dem Luftwiderstand:

Wie sie, bis auf die Mähnen herabgebeugt,
Hinweg die Luft trinkt lechzend, die sie hemmt!²⁵

Die Beobachter der Szenerie kommentieren, wie Achilles sein Entkommen der Verfolgung Penthesileas einleitet:

Und jetzt - der Übermütge! Rasende!
Er lenkt im Bogen spielend noch! Gib acht:

²¹Kleist, Bd. 2, S. 768 f.

²²Schmidt, s. S. 16

²³Laplace, Bd.2, S.306 f.

²⁴Kleist, Bd. 1, S.334

²⁵Kleist, ebd., S. 335

Die Amazone wird die Sehne nehmen.²⁶

Im letzten Fall bezieht sich Kleist auf eine geometrische Figur, um das Handeln seiner Akteure zu präzisieren. Hier werden also schon auf engstem Raum ein physiologisches und ein physikalisches Problem sowie eine geometrische Figur in den Text eingebunden. Im Gegensatz zu der elektrischen Theorie, die gerade an dieser Stelle des Dramas ein verstecktes, das Geschehen ordnendes Prinzip zu finden meint, treten diese Bilder offen zutage. Das Besondere an diesen Metaphern des „geknickten Blicks“, der „hemmenden Luft“, des „Bogen lenkens“ und „Sehne nehmens“ ist der naturwissenschaftliche Bezugspunkt. Nur ordnen diese Metaphern nicht das Handeln der Figuren, sondern zeigen sich als Mittel zum Zweck einer exakten Beschreibung. Damit wird Schmidts Reduktion des Textes auf elektrophysikalische Prinzipien einmal mehr deutlich, und gleichzeitig erscheint sie als unzulässig.

Der andere Schritt Schmidts neben dem der Einengung auf das Thema der Elektrizität ist noch bedeutsamer. Schmidt meint, Kleist versuche, „die Naturphänomene in ein artfremdes Bezugssystem denkend zu übertragen.“²⁷ Er führt als Beleg ein Beispiel aus einem Brief Kleists an Wilhelmine von Zenge an, in welchem Kleist sie auffordert, den Zusammenhang von Luftsäure und Fäulnis, daß nämlich die Säure bei Fäulnis auftrete und gleichzeitig vor ihr schütze, mit dem Bereich des Menschlichen zu vergleichen. Kleist findet in diesem Bereich den Zusammenhang von Laster und Reue. Schmidt konstatiert: jenes Bezugssystem sei die moralische Welt. Das „wichtige Kleistsche Axiom“²⁸, so Sembdner in den Anmerkungen seiner Kleistausgabe, das Schmidt hier zu Grunde liegen sieht, findet sich in dem von ihm häufig zitierten Satz: „Lächeln sie nicht, mein Freund, es waltet ein gleiches Gesetz über die moralische wie über die physische Welt.“²⁹ Diesen Satz formuliert Kleist in dem „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden. . . .“ An dem entsprechenden Punkt des Aufsatzes wägt er ab, welches Maß an Glück wünschenswert sei, nämlich „nur ein mäßiges.“³⁰ Diese Aussage bildet den Bezugspunkt für die in dem Zitat angesprochene moralische Welt. Den Bezugspunkt der physischen Welt erhält Kleist durch die Analogie, daß er sich auf dem Brocken, als einem hohen, unwirtlichen Berg, weniger wohl gefühlt habe, als auf der „mäßigen Höhe des Regensteins.“³¹

In beiden Fällen, dem von Laster und Reue und dem von Glück und Naturempfindung, werden jedoch keine Naturphänomene in ein anderes Bezugssystem übertragen, wie Schmidt meint. Statt dessen werden die jeweiligen Phänomene der moralischen und physischen Welt verglichen und, so legt es das „Axiom“ nahe, auf ein drittes rückbezogen, denn das von Kleist angesprochene Gesetz waltet *über* und nicht *in* beiden Welten. Noch viel weniger legt dieser Satz, wie auch das Beispiel von Luftsäure und Fäulnis, das Verfahren nahe, welches Schmidt letztendlich anwendet, nämlich ein Gesetz der physischen Welt in die

²⁶Kleist, ebd.

²⁷Schmidt, S. 18

²⁸Kleist, Bd. 2, S. 923

²⁹Kleist, Bd. 2, S. 308

³⁰Kleist, ebd.

³¹Kleist, ebd.

moralische zu übertragen. Diese Übertragung gilt auch nicht für den Bereich der Elektrizität, wie das nächste Beispiel zeigt.

Kleist selbst hat den deutlichsten Vergleich zwischen Elektrizität und menschlichem Handeln in dem Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ angestellt. Dort interpretiert er das Sprechen Mirabeaus in der Versammlung der Stände im Sinne der Überschrift seines Aufsatzes. Hieran schließt er ein „Gleichnis“³² aus dem Bereich der Elektrizität an, um das Verhalten Mirabeaus („einer Kleistischen Flasche gleich“³³) zu verdeutlichen und resümiert schließlich: „Dies ist eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, welche sich, wenn man sie verfolgen wollte, auch noch in den Nebenumständen bewähren würde.“³⁴

An dieser Stelle macht schon die Charakterisierung der Übereinstimmung als „merkwürdig“ stutzig. Folgte man Schmidt, dürfte für Kleist nichts natürlicher sein, als den Vorgang tatsächlich als einen physischen aufzufassen. Es ist aber nicht so, daß er, wie Schmidt späterhin mit der Kunigunde aus dem „Käthchen von Heilbronn“ verfährt³⁵, aus Mirabeau eine Kleistsche Flasche macht, sondern die Erscheinungen der „physischen Welt“ einerseits und der „moralischen“ andererseits stimmen überein. Es ist weder die Rede davon, daß die Erscheinungen gleich sind, noch daß ein elektrophysikalisches Gesetz das Handeln Mirabeaus bestimmt. Im Gegenteil: Kleist spekuliert, daß es „vielleicht [...] das Zucken einer Oberlippe war, oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette“³⁶, welches Mirabeau handeln ließ. Diese Art der Motivierung einer Handlungsweise liegt deutlich im persönlichen oder psychologischen Bereich, aber nicht im exaktnaturwissenschaftlichen, zumal das Ungefähre durch das Wort „vielleicht“, mit dem der zitierte Satz beginnt, noch betont wird.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß zumindest zwei Beispiele von Herminio Schmidt schlecht gewählt wurden. Die dadurch entstehenden Zweifel an seinen Prämissen konnten durch eine genauere Untersuchung noch erhärtet werden. Diese ergab, daß Kleist durchaus Naturphänomene, und darunter auch solche aus dem Bereich der Elektrizität, zu Gleichnissen heranzieht, aber weder überträgt er diese in den gesellschaftlichen Bereich, noch legt er sie menschlichem Handeln zugrunde. Statt dessen deutete sich noch eine andere Art der Verwendung entsprechender Kenntnisse an: die Metaphern Kleists haben zum Teil einen naturwissenschaftlichen Bezugspunkt, der dazu dient, die Beschreibung zu präzisieren.

Nun ist es jedoch nicht so, daß, reißt man ein Haus ab, das Baumaterial aufhörte zu existieren. Von daher besteht auch kein Grund, Schmidts Theorie grundsätzlich abzulehnen. Selbst Pickerodt konzediert, daß „das Phänomen des Elektromagnetismus [...], daß die Mechanik des Anziehens und Abstoßens der Körpermaterien keineswegs nur eine metaphorische Funktion besitzt.“³⁷ Es ist

³²Kleist, Bd. 2, S. 321

³³Kleist, ebd.

³⁴Kleist, ebd.

³⁵Schmidt, s. S. 37

³⁶Kleist, ebd.

³⁷Pickerodt, S. 166

ein Vorteil dieser Theorie, daß sie das Schema der psychologischen Deutung aufbricht und einen neuen Ansatz vorschlägt. Dabei erweist sich die Anwendung elektrophysikalischer Prinzipien, von Anziehung und Abstoßung, von Plus und Minus als ein durchaus mächtiges Instrument. Die Einfachheit des Schemas erlaubt es, auf einer hohen Ebene ganze Handlungsstränge übersichtlich und nachvollziehbar in ein Bild zu fassen, wie Schmidt es am Drama „Penthesilea“ demonstriert.³⁸ Dort werden Griechen und Trojaner als entgegengesetzte Polaritäten gefaßt, die durch die hohe Ladung der Amazonen in gleicher Weise polarisiert werden. Probleme entstehen für diese Theorie zum einen durch ihre Einseitigkeit, alle Handlungen auf solche Prinzipien zurückführen zu wollen, und zum anderen gerade durch ihre Einfachheit. Der Blick, den sie auf die Werke Kleists ermöglicht, ist schlicht dichotom und somit auch den entsprechenden Schwierigkeiten aller Schwarz-Weiß-Raster ausgesetzt: mit ihrer Einfachheit geht auch eine Vereinfachung einher.

3 Erdbeben: Theorie und Dichtung

In diesem Abschnitt sollen zu Anfang Erdbeben-theorien des 18. Jahrhunderts dargestellt werden. Der Grund hierfür liegt in der Vermutung, daß Kleist, folgte er dem von Schmidt unterstellten Dichtungsprinzip, kaum an der Möglichkeit vorbeigegangen wäre, bei der Darstellung eines Erdbebens die entsprechenden Theorien seiner Zeit zu nutzen. Angeregt wurde diese Vermutung durch den schon angesprochenen Zufallsfund des Buches von Karl Gottlob Kühn, der der elektrischen Erdbeben-theorie einen längeren Abschnitt einräumt. Es wird sich herausstellen, daß Kleist sich zumindest nicht auf die dort dargestellte Theorie bezogen hat, sondern eher auf die Erdbeben-theorie John Michells. Im zweiten Schritt soll Kleists Darstellung mit der Schilderung des Erdbebens von Lissabon in Voltaires „Candide“ verglichen werden. Der Vergleich mit Voltaire bietet sich aus mehreren Gründen an: Das „Erdbeben in Chili“ erschien 1807, der „Candide“ knapp 50 Jahre früher, 1759. In beiden Texten wird jeweils ein historisches Erdbeben geschildert: Voltaire beschreibt jenes, das Lissabon am 1. November 1755 zerstörte, und Kleist schildert das Beben, welches am 13. Mai 1647 Santiago de Chile verwüstete. Beiden Autoren ist darüber hinaus gemeinsam, daß sie sich für ihre Schilderungen auf Berichte aus zweiter Hand verlassen mußten, und beide greifen, wie zu zeigen sein wird, bei ihren Darstellungen auf seismologische Theorien zurück. Gerade dieser Punkt wird hilfreich sein, den theoretischen Inhalt der Kleistschen Darstellung herauszuschälen. Der gemeinsame Nenner der Verwendung einer seismologischen Theorie erlaubt es jene Teile der Beschreibung, die nur Kleist verwendet, dann als einen Hinweis auf einen anderen theoretischen Hintergrund zu lesen und mit der Theorie John Michells zu vergleichen.

³⁸vgl. Schmidt 1980, S. 211

3.1 Erdbebentheorien des 18. Jahrhunderts

Es scheint ein grundlegender Zug in den Darstellungen zur Geschichte der Naturwissenschaften³⁹ zu sein, diese Rückblicke als eine lineare Entwicklung zu gestalten. Diese Tendenz zur Harmonisierung der Geschichte, die so tut, als ob die Nachfolger nur auf den von ihren Vorgängern geschaffenen Voraussetzungen aufzubauen brauchten und vor sämtlichen Irrungen und Wirrungen die Augen schließt, macht aus einer Arbeit wie dieser fast ein Detektivspiel.⁴⁰ Als Ergebnis dieser Ermittlungen können hier zwei Theorien vorgestellt werden: Zum einen die elektrische Theorie von William Stukeley, die auch Kühn erwähnt,⁴¹ und zum anderen die von John Michell.

Die Geschichte der Erdbebenforschung weist nicht sonderlich weit zurück. Ihre Anfänge finden sich im 17. Jahrhundert.⁴² Nicolas Lémery (1645 -1715) nahm an, daß eine Mischung aus Schwefel, Eisen und Wasser für Explosionen unterhalb der Erdoberfläche verantwortlich wäre, welche dann ein Erdbeben auslösten. Um seine These zu stützen, mischte er pulverisierten Schwefel und Wasser zu einer zähen Paste und vergrub diese Mixtur. Tatsächlich explodierte das Gemisch nach einigen Stunden. Johann Gottlob Lehmann (†1767) nahm an, daß in erster Linie unterirdisches Feuer als Ursache eine Rolle spiele. Wenn der Druck der durch das Feuer entstehenden Dämpfe stärker werde als es die umgebenden Felsen aushalten könnten, käme es zu einem Erdbeben. Vielen der ersten Theorien sind die Annahmen von unterirdischen Höhlungen gemeinsam, geschaffen etwa durch Ströme unterirdischen Wassers. Unterirdische Winde sind eine andere häufig vermutete Ursache.

Kühn rührt in seiner Darstellung eine wahrhaft apokalyptische Mixtur der Ursachen zusammen: „In den inneren Höhlen des Berges, auf dessen Gipfel sich ein fürchterlicher Feuerschlund geöffnet hat, brennt eine große Menge von Schwefelkiesen, Steinkohlen, Schwefel, Erdharzen und Trümmern organisirter Körper: aus ihnen entbindet sich eine ungeheure Quantität von Säuren aller Art“⁴³, die durch das Feuer noch weiter ausgedehnt werden als Wasser. Diese Säuredämpfe „erschüttern die Seitenwände der tiefen unterirdischen Höhlen“⁴⁴. Dann flutet Meerwasser diese Höhlen, und Luft dringt ein. Sowohl das Wasser als auch die Luft werden durch das Feuer ausgedehnt und verstärken die Sprengkraft. Diesem Sammelsurium an Ursachen fügt er letztendlich noch die elektrische Materie hinzu, deren Blitze die Erschütterung verstärken. Leider ist es ein unschöner Zug an Kühns Darstellung der elektrischen Theorie, eher einen Vulkanausbruch als ein Erdbeben zu schildern. Daher beruft sich die Wiedergabe der elektrischen Theorie im folgenden auf ihre Zusammenfassung bei Joseph

³⁹vgl. Mason, Olenick u. a. und Wußen

⁴⁰Die Bibliotheken scheinen sich dieser Tendenz anzupassen: es mußte im Folgenden für die Darstellung auf die Sekundärliteratur zurückgegriffen werden, da die Originale auch über den Norddeutschen Zentralkatalog nicht greifbar waren.

⁴¹s. Kühn, S. 182

⁴²Für die Darstellung im folgenden vgl. Taylor S. 49 – 53 für Lémery und S. 166 – 170 für Lehmann

⁴³Kühn, S. 184

⁴⁴Kühn, ebd.

Priestley⁴⁵.

Priestley zufolge präsentierte William Stukeley (1687 – 1765) 1749 und 1750 nach den Beben in London und Northamptonshire der Royal Society seine Theorie. Die Gesellschaft diskutierte die jeweiligen Entwürfe und hatte sich mit einer bis in Einzelheiten genauen Übertragung von damals bekannten Phänomenen der Elektrizität auf die Erscheinungen des Erdbebens auseinanderzusetzen. So abwegig der Gedanke heute vielleicht erscheinen mag, so wenig dürfte er es damals gewesen sein, da man ähnliche Überlegungen auch in bezug auf Blitz und Donner anstellte.⁴⁶ Stukeley beginnt seine Darlegung mit der Zurückweisung der gängigen Annahmen von unterirdischen Winden, Feuern und Dämpfen als Ursachen für Erdbeben, da diese als Prämissen unterirdische Höhlen ins Spiel brächten, für deren Annahme es keinen Grund gäbe. Dementsprechend seien beim zweiten Londoner Beben weder Feuer noch Dampf, Rauch oder Geruch zu bemerken gewesen. Weiterhin sei eine großflächige Zerstörung durch eine unterirdische Explosion nicht möglich, und die scheinbare Gleichzeitigkeit, mit der das Erdbeben auftrete, sei ein Hinweis auf die Geschwindigkeit, mit der sich das Beben ausbreite. Diese Geschwindigkeit sei jedoch bekannt bei elektrischen Phänomenen. In der Folge versammelt er eine Reihe von Naturerscheinungen, die vor den Erdbeben auftraten und plausibel machen sollen, wie die Erde elektrisiert worden sei. Als Konsequenz dieser Elektrisierung seien die Erdbeben von London aufgetreten. Erstens sei dem Beben eine außergewöhnliche längere Zeit der Trockenheit vorausgegangen, welche die Möglichkeit der elektrischen Aufladung der Erde vorbereitet habe. Diese Phase der Trockenheit gebe einen Hinweis, warum in der Regel eher südliche als nördliche Länder von Erdbeben betroffen seien. Zweitens seien die Pflanzen schon früh in diesem Jahr weit entwickelt gewesen, was ein Hinweis auf das Wirken der Elektrizität sei, da diese das Wachstum der Pflanzen beschleunige. Ein dritter Hinweis auf eine große Menge atmosphärischer Elektrizität sei die Häufigkeit von Nordlichtern und Meteoren gewesen. Die Erde wurde dieser Theorie zufolge also durch die Elektrizität der Atmosphäre aufgeladen; die Entladung sollte beim Erscheinen einer nicht-elektrisierten Wolke stattfinden, wie sie sich auch unmittelbar vor dem Beben über London zeigte. Dieser Gedanke verdeutlicht, daß Stukeley sich das Erdbeben als die Umkehrung eines Gewitters dachte. Kurz vor dem Einsetzen des Bebens ertönte ein bis dahin ungehörter Donnerschlag, ähnlich dem Phänomen, daß einem Stromschlag ein Geräusch vorausgehe. Letztlich zeige das Erdbeben ein elektrisches Verhalten, da es in seinem Verlauf den Leitern folge,

⁴⁵Priestley, S. 443 - 456

⁴⁶So schrieb Abbé Nollet: „Wenn jemand durch eine genaue Vergleichung der Erscheinungen den Beweis unternehmen wollte, daß der Donner in den Händen der Natur eben das, was die Elektrizität in den unsrigen ist; daß diese Wunder, womit wir jetzt nach unserm Gefallen schalten und walten, kleine Nachahmungen jener großen Wirkungen sind, die uns in Schrecken setzen; und das alles von dem nehmlichen Mechanismus abhängt; wenn man zeigte, daß eine Wolke, die durch die Wirkung der Winde, durch die Wärme, durch die Mischung der Ausdünstungen u.s.w. einem auf der Erde befindlichen Gegenstande gegen über nichts anderes ist, als ein elektrisierter Körper in der Nähe eines nicht elektrisierten, so gestehe ich, daß diese Idee, hinlänglich unterstützt, mir sehr gefallen würde.“ Zitiert nach Kühn, S. 18, der leider keine Quelle nennt. Den Beweis dieser Analogie lieferte Franklin in seinem XI. Brief zur Elektrizität vom 19. Oktober 1752.

in diesem Fall dem Lauf der Flüsse, und indem es bei Leuten mit schwächerer Konstitution Leiden hervorrufe, als wären diese elektrisiert worden.

Schon diese verkürzte Darstellung der Theorie zeigt, daß sie Kleist bei seiner Schilderung nicht beeinflußt hat. Die ganze Phase der elektrischen Aufladung, die dem Beben vorangehen müßte, entfällt in der Erzählung. Genausowenig erwähnt Kleist Nord-, in diesem Fall besser Südlichter, oder außergewöhnliche Erscheinungen in der Pflanzenwelt. Vor dem Beben erscheint keine Wolke, und das Krachen, welches er erwähnt, tritt gleichzeitig mit dem Beginn des Bebens auf. Schließlich leiden bei Kleist die Entkommenen nicht an Krankheiten, welche durch eine Elektrisierung hervorgerufen sein könnten, sondern an den Verletzungen, die sie sich im Verlauf des Bebens zuzogen. Zwar tritt in der Erzählung der Mapocho über seine Ufer, aber eine stromleitende Funktion des Flußes wird nicht deutlich.

Eine andere Theorie verfaßte der heute als Vater der Seismologie angesehene John Michell (1724 – 1793) um 1760.⁴⁷ Diesen Titel dürfte er allerdings weniger seiner Theorie als vielmehr seinem systematischen Vorgehen verdanken. Ein Gegensatz zu Stukeley besteht darin, daß er sich nicht nur auf die Einordnung zweier Beben verließ, sondern Berichte über Erdbeben sammelte und deren Erscheinungen und Häufigkeit kartierte. Seiner Ansicht nach traten Erdbeben als die Folge des Aufeinandertreffens von großen Massen Wasser und Feuer auf. Das Feuer dachte er sich in der gleichen Beschaffenheit, wie es bei Vulkanausbrüchen auftrete. Zur Stützung des Gedankens verwies er darauf, daß sich in den Gebieten, die häufig von Erdbeben heimgesucht würden, meist auch Vulkane in der näheren Umgebung fänden, wie etwa in Süditalien oder Südamerika. Er stellte zudem fest, daß die Häufigkeit des Auftretens von Erdbeben derjenigen ähnelte, die von vulkanischen Aktivitäten bekannt sei. Die dazwischen liegenden Perioden der Ruhe sollten durch die Abkühlung des Feuers mittels Wasser zustande kommen. Allerdings erreiche das Feuer erneut die gleiche Heftigkeit wie vorher, solange brennbares Material vorhanden wäre.

Wesentlich für die Theorie Michells ist seine Ansicht, daß der Erdaufbau in Schichten verlaufe. Die Feuer enthaltende Schicht könne tief unter der Erdoberfläche liegen und sich im Falle des Vulkans näher an der Oberfläche befinden. Für die Dämpfe, welche durch das Feuer entstünden, gäbe es unter der Erdoberfläche kein Ventil. Dagegen könne sich im Gebirge, wo die Schichten dünner seien, ein Vulkan bilden. Stürzten unterirdische Höhlungen ein, so könne das Feuer in Berührung mit Wasser geraten. Der dabei plötzlich in großer Menge entstehende Dampf stelle den unmittelbaren Auslöser des Erdbebens dar. Das Beben könne dabei zwei Formen annehmen. Zum einen erscheine es an der Oberfläche als ein Zittern, wenn dem Einsturz weitere Schichten folgten und — das Brodeln unterdrückend — auf das kochende Wasser fielen. Zum anderen entstünde eine wellenähnliche Bewegung der Erde, wenn der Dampf entlang anderer Schichten entweiche, etwa in der Weise, so Michell, als höbe man das Ende eines Teppichs an und legte es schnell wieder hin. Die Luft bewege sich dann unterhalb des Teppichs zum anderen Ende, sichtbar in Form einer Welle. Diese Bewegung dauere, bis der Dampf einen Durchlaß fände. Je nach Inten-

⁴⁷Die Darstellung folgt hier Taylor, S. 170 – 182)

sität des Feuers und der Menge des Wassers schwanke die Dauer des Bebens beziehungsweise die Anzahl der Wellen. In der Nähe des Dampfherdes bewege sich die Erde am heftigsten, während in entsprechender Entfernung nur noch ein leichtes Schwanken bemerkbar sei. Er fügte noch andere Beobachtungen hinzu, wie etwa die, daß die Beben immer mit derselben Geschwindigkeit aus derselben Richtung kämen, meßbar an der Zeit, die zwischen dem Geräusch des Einsturzes und dem Eintreffen des Bebens liege. Das hier Vorgestellte sollte jedoch ausreichen, um im folgenden zu zeigen, daß Michells Theorie auf die Darstellung Kleists Einfluß genommen hat. Dazu scheint es notwendig, erst einmal den angesprochenen Vergleich zwischen der Kleistschen und der Voltaireschen Schilderung auszuführen.

3.2 Kleist und Voltaire

„Kaum haben sie [...] die Stadt betreten, als sie die Erde unter ihren Füßen beben fühlen; schäumend erhebt sich das Meer im Hafen und zerbricht die Schiffe, die vor Anker liegen. Wirbel von Flammen und Asche hüllen Straßen und Plätze ein; die Häuser stürzen zusammen, die Dächer werden von den Mauern gefegt, und die Mauern brechen auseinander; dreißigtausend Einwohner jeden Alters und Geschlechts werden unter den Trümmern erschlagen.“⁴⁸

Mit dieser lapidaren Darstellung des Erdbebens sucht Voltaire im „Candide“ einmal mehr, die Vorstellung von der „besten aller möglichen Welten“ zu erschüttern. Im weiteren Verlauf sieht Pangloss den Grund des Bebens in einer unterirdischen Schwefelader — was im Einklang mit der Vorstellung Lémerys steht —, von den „Weisen des Landes“⁴⁹ wird ein Autodafé vorgeschlagen, um die Erde am Beben zu hindern, und während Candide die Prügelstrafe erhält, da er dem philosophierenden Pangloss billigend zugehört hatte, bebte die Erde erneut „mit entsetzlichem Donner“.⁵⁰ Die eigentliche Beschreibung des Erdbebens beschränkt sich also auf die zwei zitierten Sätze und den drei Seiten später erwähnten Donner.

Im Vergleich dazu erscheint die Schilderung bei Kleist geradezu ausführlich, da sie wesentlich mehr Platz einnimmt, doch die Darstellung wird dort nur doppelt ausgeführt in Form der Berichte Jeronimos und Josephes. Die beschriebenen Phänomene erweisen sich zumeist als gleichartig. Zieht man den Bericht Voltaires mit Kleists Worten nach, so wankt der Boden unter Jeronimos Füßen⁵¹, der Mapochofluß tritt über die Ufer, Flammen schlagen aus den Häusern, diese fallen in sich zusammen und begraben Menschen unter sich⁵²; auch den Donner erwähnt Kleist und läßt ein Krachen ertönen „als ob das Firmament einstürzte“.⁵³ Abweichend von diesen Gemeinsamkeiten treten bei

⁴⁸Voltaire, S. 145

⁴⁹ebd. S.147

⁵⁰ebd. S. 148

⁵¹vgl. Kleist, Bd. 2, S. 145

⁵²ebd. S. 146

⁵³ebd. S. 145

Kleist nun Dampfwolken auf: Jeronimo sieht „die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln lecken“⁵⁴; Josephe stürzt sich „unerschrocken durch den Dampf“⁵⁵ und findet anstelle ihres Elternhauses einen See, der rötliche Dämpfe auskocht.⁵⁶ Dieser Dampf entsteht aber nicht, wie man vermuten könnte, durch das Aufeinandertreffen von Flußwasser und Feuer, da Jeronimo zuerst auf den Dampf und dann auf die Fluten des Mapocho trifft; zudem fehlt in der Schilderung Josephes jeder Hinweis auf die Überflutung. Man könnte einwenden, Kleist gebrauche das Wort Dampf als ein Synonym für den Qualm des Feuers⁵⁷, aber die gleiche Wortwahl zu unterschiedlichen Anlässen, die gerade hier bedeutsam ist (s. S. 20), zeigt im Zusammenhang mit dem See, der Dämpfe auskocht, daß hier Wasserdampf gemeint ist.

Ein weiterer Unterschied besteht in der Art des Auftretens des Bebens. Bei Voltaire erscheint dies explosionsartig, verursacht die Zerstörung der Stadt und ist im nächsten Augenblick vorbei. Zudem gibt Voltaire über die von Pangloss angesprochene Schwefelader einen Hinweis auf den theoretischen Hintergrund seiner Vorstellung, was diese Plötzlichkeit verständlich macht. Dagegen dauert das Beben bei Kleist die Nacht über an und endet erst am nächsten Nachmittag. Da Kleist keine Hinweise gibt, wodurch seine Vorstellung beeinflusst ist, muß dieser Einfluß erschlossen werden. Das soll im nächsten Abschnitt geschehen.

3.3 Kleist und Michell

Der Vergleich zwischen Voltaire und Kleist ergab zwei konkrete Unterschiede, die in dem Auftreten der Dampfwolken und dem langsamen Abklingen des Bebens liegen. Zudem werden durch die unterschiedlichen Theorien, welche die Darstellungen Voltaires und Kleists beeinflussen, noch andere Eigenheiten hervorgehoben.

Die Schilderung von Dampfwolken bei einem Erdbeben verweist deutlich auf die von John Michell vorgetragene Theorie. Bei Michell entsteht der Dampf als das Resultat des Aufeinandertreffens von Feuer und Wasser. Da Kleist keine anderen Begleitumstände, wie etwa Gerüche dieses Dampfes, erwähnt, kann gefolgert werden, daß es sich nicht um Ausdünstungen handelt, wie sie von älteren Theoretikern vorgeschlagen wurden. Es handelt sich also um Wasserdampf, der auf dem Gebiet der Stadt das Ventil findet, welches Michell postuliert. Die Dauer des Bebens und sein langsames Abklingen geben einen weiteren Hinweis auf Michells Theorie, da die Intensität des Feuers nachläßt und mit zunehmender Menge an Wasser der Brandherd langsam abgekühlt wird. Vergleicht man nun Kleists Schilderung mit Michells Theorie, kommt eine Gemeinsamkeit zwischen diesen hinzu: das Zentrum des Bebens scheint in der Nähe der Stadt zu liegen, da die Menschen aus der Stadt flüchten und vor ihren Toren scheinbar Ruhe finden, zumindest findet sich in der Erzählung kein Indiz für das Gegenteil. Dieser Umstand kann als ein Verweis auf Michell gelesen werden, da nach

⁵⁴ ebd. S. 146

⁵⁵ ebd. S.148

⁵⁶ ebd. S. 149

⁵⁷ Einen entsprechenden Hinweis liefert u. a. das Goethe Wörterbuch, Stichwort Dampf, Sp. 1058

seiner Theorie die Stärke des Bebens mit zunehmender Entfernung von seinem Zentrum abnimmt. Der Krach, der sowohl bei Voltaire wie bei Kleist mit dem Beginn des Bebens einhergeht, erhält vor deren unterschiedlichen theoretischen Hintergründen eine jeweils andere Bedeutung. Während der Donner bei Voltaire als eine Folge der Explosion zu lesen ist, kann er bei Kleist als ein Maß für die Entfernung des Zentrums des Bebens gesehen werden. Diese Entfernung, so signalisiert es die Gleichzeitigkeit von Krach und Beginn des Bebens, ist als gering einzuschätzen. Damit wird dann aber auch die Intensität der Katastrophe, die Kleist im Sinn hatte, deutlich.

Wie schon gesagt, legt Voltaire Pangloss einen Hinweis auf die hinter seiner Vorstellung stehende Theorie in den Mund, während diese bei Kleist erst aus den geschilderten Phänomenen erschlossen werden muß. Daher sollte eine gewisse Vorsicht walten. Es ist auch keinesfalls gesagt, daß Kleist sich nur auf Michell bezogen hat. Vergleicht man jedoch Kleists Schilderung mit der Kühns, der zu den Schrecken eines Vulkanausbruchs greift⁵⁸, um das Entsetzen zu steigern, so wirkt jene regelrecht nüchtern, und die Besonderheiten der Kleistschen Schilderung treten noch deutlicher hervor. Doch auch die Unterschiede zu einer Beschreibung, wie sie nach einer elektrischen Theorie aussehen müßte, machen deutlich, daß der theoretische Hintergrund Kleists eher mit Michell im Einklang steht als mit anderen. Man kann also bei aller Vorsicht aus dem Vergleich mit Voltaire schließen, daß es einen solchen Hintergrund gibt, und aus dem Vergleich mit Stukeley und Michell, daß dieser Hintergrund eher bei letzterem zu suchen ist.

Aus dem hier Gesagten kann fürs erste der Schluß gezogen werden — im Gegensatz zu der These Herminio Schmidts —, daß Kleist naturwissenschaftliche Theorien nicht zur Deutung von menschlichen Verhältnissen benutzt. Die seismologische Theorie dient in den Berichten Jeronimos und Josephes nicht einer Ordnung der Handlung, sondern — ähnlich den oben angesprochenen Metaphern (s. S. 10) — einer exakteren Beschreibung der Wirklichkeit. Die Kenntnis der Theorie führt dabei zu der Verwendung bestimmter Bilder. Es scheint, daß die Vorstellung eines Erdbebens durch die Theorie und deren Umsetzung in sprachliche Bilder vervollständigt wird. In gleicher Weise erhält das Beben bei Voltaire durch eine andere zugrunde gelegte Theorie ein in Nuancen anderes Aussehen. Die naturwissenschaftliche Theorie leitet in beiden Fällen den Inhalt der Vorstellung, mehr nicht.

Der Vergleich zwischen Kleist und Voltaire könnte über den hier gesteckten Rahmen hinaus noch weiter geführt werden, aber während das Erdbeben bei Voltaire nur eine von vielen Katastrophen darstellt, durch die er *Candide* stolpern läßt, stellt es bei Kleist das zentrale thematische Motiv dar. Daher soll im nächsten Abschnitt die Art seiner Darstellung im Vordergrund stehen.

⁵⁸vgl. Kühn, S. 182

4 Drei Variationen über ein Thema

Einen Ansatz zur Interpretation des „Erdbebens“ hat Weiss⁵⁹ in ihrer Deutung des Marionettentheaters kurz angerissen. Dort behauptet sie, die strukturelle Analyse der Erzählung ergäbe, daß Kleist die triadische Abfolge — vom Stand der Unschuld über den des Selbstbewußtseins zu dessen Aufhebung im Paradies — ironisiert habe. Er lasse die Figuren erst die Hölle des Erdbebens, dann das Paradies und zuletzt erneut die Hölle erleben.

Schon bei dieser Skizze wären Zweifel anzumelden, denn bei den Schritten aus der Hölle in das Paradies und wieder zurück in die Hölle entfele die ursprüngliche Stufe der Unschuld. Zudem findet das Paradies in dieser Erzählung schlichtweg nicht statt. Zum einen klagen die Menschen, Weib und Kind verloren zu haben. Sie plagen sich immer noch, wie etwa Elvire, mit den Verletzungen, die sie sich während des Erdbebens zugezogen haben, und Jeronimo und Josephe planen sogar, die Gegend zu verlassen und nach Spanien zu gehen. Zum anderen schreibt Kleist, es schiene, als ob die Menschen versöhnt wären und keine Standesunterschiede mehr kennten: „Auf den Feldern [...] sah man Menschen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen [...], als ob das allgemeine Unglück alles [...] zu *einer* Familie gemacht hätte.“⁶⁰ Nicht nur der Konjunktiv deutet an, daß die Vorstellung eines Paradieses irrig ist, sondern auch die Tatsache, daß die Menschen immer noch ihrem Stand angehören. Sie sind nach wie vor Fürsten und Bettler. Ein Paradies aber, in dem die Menschen um ihre Situation wissen, in dem sie leiden und sogar ihre gesellschaftliche Position behalten, kann wohl kaum als solches gelten. Trotzdem wird im weiteren Verlauf auf die triadische Auffassung zurückgekommen, da sie sich als Kontrast eignet.

Eine andere Interpretationsmöglichkeit eröffnet sich, wenn „Erdbeben“ als eine Metapher für Revolution gelesen wird. Nur bedeutet Revolution im Normalfall eine gesellschaftliche Umwälzung, und diese hat nicht stattgefunden, denn, wie eben schon bemerkt, die Leute bleiben in ihrem Stand, und es ist nicht so, daß der Bettler zum Fürsten geworden wäre.

Hier soll stattdessen die Schilderung des Erdbebens als die Beschreibung eines Naturphänomens gelesen werden, ohne den Text durch die Unterstellung einer Chiffre, wie jener der Revolution, von vornherein mit einer anderen Bedeutung zu laden. Außerdem muß die Erzählung nicht ohne weiteres in ein triadisches Korsett gezwängt werden, denn folgt man dem Erdbeben als thematischem Motiv, so ergibt sich eine andere Aufteilung und in der Folge auch eine andere Lesart. Man könnte zugunsten dieses Vorgehens argumentieren, daß die Erzählung ursprünglich unter dem Titel „Jeronimo und Josephe. Eine Szene aus dem Erdbeben zu Chili, vom Jahr 1647“ erschien und mit der endgültigen Namensgebung eine deutliche Akzentverschiebung erfuhr. Aber die Unsicherheit, ob Kleist, zum Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung in französischer Haft, für den Titel selbst verantwortlich war, erzwingt eine Rechtfertigung des Vorgehens durch das Ergebnis.

⁵⁹vgl. Weiss, S. 122

⁶⁰ebd. S. 152, Hervorhebung im Original

Das Erdbeben bildet zusammen mit dem Selbstmordversuch Jeronimos den Auftakt der Erzählung. Mit dem zweiten Satz beginnt die Rückblende auf die Ereignisse, die Jeronimo zu dem Versuch brachten. Darauf folgt die erste Schilderung der Ereignisse während des Erdbebens, indem Kleist den jungen Mann durch die zerstört werdende Stadt irren läßt. Als Jeronimo schließlich vor der Stadt Josephe trifft, schildert sie ihre Rettung vor der Hinrichtung durch das Beben und die Suche nach ihrem Kind. Auf diese Weise werden die bereits von Jeronimo geschilderten Ereignisse durch die Ähnlichkeit der Berichte bestätigt. Diese wird noch verstärkt durch die stellenweise gleiche Wortwahl. Dabei werden in beiden Versionen die Ereignisse aus der Perspektive der Figuren erzählt. Für beide beginnt das Erdbeben kurz vor ihrem vorgesehenen Tod. Jeronimo hört ein „*Gekrache*, als ob das Firmament *einstürzte*“⁶¹, Josephe den „*krachenden Einsturz* der Gebäude“⁶². Jeronimo eilt besinnungslos durch die Stadt einem Tor zu, während Josephe, durch den Gedanken an ihren Sohn, auf dem Weg zum Tor ihre Besinnung wiederfindet. Hört Jeronimo noch „eine Stimme unter dem Schutte“⁶³, sieht Josephe, wie der Erzbischof „aus dem Schutt der Kathedrale hervorgezogen“⁶⁴ wird. Im weiteren Verlauf begegnen beide Erschlagenen, sehen beide die Flammen und den schon angesprochenen Dampf. Die Berichte sind fast spiegelbildlich konzipiert, denn es kommt noch hinzu, daß beide, nachdem sie die Stadt verlassen haben, vom anderen vermuten, er sei tot. Jeronimo hört eine Frau sagen, daß Josephe hingerichtet worden sei, und Josephe kommt am eingestürzten Gefängnis vorbei. Trotzdem haben beide noch Hoffnung, einander wieder zu begegnen.

Diese sich gegenseitig bestätigenden Beschreibungen münden einerseits in dem scheinbaren Paradies — Jeronimo sucht vor der Stadt weiter — und konterkarieren es andererseits: Josephe erzählt dort ihre Erlebnisse. So wird der Eindruck noch verstärkt, daß es sich hier keineswegs um ein Paradies handelt. Stattdessen schiebt Kleist hier ein kurzzeitiges Idyll ein, das nur für Jeronimo und Josephe entsteht und nur eine Nacht andauert: sie ziehen sich unter einen Granatapfelbaum zurück, eine Nachtigall schlägt, und der Mond bescheint ihre traute Zweisamkeit.

Dieser Topos von intakter menschlicher Beziehung im ungetrübten Dasein wird am folgenden Morgen dadurch zerstört, daß die beiden von einer anderen Familie um Hilfe gebeten werden. Kurzzeitig entsteht nicht nur für sie die Illusion, daß „die Gemüter [...] alle versöhnt wären“⁶⁵. Diese paradiesische Illusion wird jedoch erneut zerstört durch einen der Berichte, „der über irgend ein neues gräßliches Unglück erstattet ward, [und] riß ihre, der Gegenwart kaum entflohen Seele schon wieder in dieselbe zurück.“⁶⁶ Die Berichte faßt Kleist in der Folge zusammen und kehrt auf diese Weise zum Erdbeben zurück. Im Vergleich zu den ersten beiden Berichten ist der Blick auf das Geschehen deutlich verschoben. Der anfängliche empirische Gehalt ist vollkommen verdrängt zugunsten einer

⁶¹Kleist, Bd. 2, S. 145, eigene Hervorhebung

⁶²ebd. S.148, eigene Hervorhebung

⁶³ebd. S.146

⁶⁴ebd. S.149

⁶⁵ebd. S. 151

⁶⁶ebd.

Fokussierung auf menschliche Greuel. Verknüpfte die Erzählung ursprünglich Mensch und Ding miteinander, die zerfallende Stadt und die Menschen in ihr, so verkürzen die folgenden Zeilen das Geschehen auf die Reaktion der Menschen. Und auch diese Verkürzung reduziert noch einmal, da hier nur die schreckenerregenden Handlungen wiedergegeben werden. Es kommt hinzu, daß Kleist diese Zusammenfassung folgendermaßen beginnt: „Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Hupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien.“⁶⁷ Kleist verläßt hier nicht nur die Perspektive, die er bisher für die Schilderung des Erdbebens benutzt hat, sondern er distanziert den Leser von dieser Zusammenfassung durch die Einleitung des Satzes mit „man“. Zugleich zeigt der Satz, daß mit diesen Erzählungen auch die Mythisierung des vorangegangenen Geschehens einsetzt. Unwahrscheinliches und Wahrscheinliches werden in diesen Erzählungen ohne Relativierung nebeneinander gestellt. Somit wird der Gegensatz zu den Erlebnissen Jeronimos und Josephes krass herausgestellt.

Im Anschluß weitet Kleist die Perspektive über die Felder und kehrt dann erneut zum Erdbeben zurück. Der Eindruck der Versöhnlichkeit, den dieser Blick vermittelte, scheint sich unmittelbar auf das Erzählen auszuwirken, denn statt der gerade geschilderten Greuel werden nun die Menschen als Heroen gezeigt, die sich trotz aller Gefahr für andere einsetzen. Die Merkmale der Verkürzung und der Distanzierung bleiben hier jedoch erhalten, so daß dieser Abschnitt als zweiter Teil des vorangegangenen gesehen werden kann. Allerdings unterscheidet sich die Reduktion an diesem Punkt von der vorangegangenen dadurch, daß das Vorzeichen für die Darstellung der menschlichen Handlungen umgekehrt wurde. An die Stelle der sitten- und ehrlosen Verbrecher treten die Menschen als heldenhafte Lichtgestalten. Die Distanzierung wird hier durch die Anhäufung von Heldentaten und deren Übertreibung — eben durch diese Häufung — erreicht. Zudem rückt hier die Übertreibung das Erzählte in den Bereich des Unwahrscheinlichen, während dort die explizite Schilderung von auf offener Straße gebärenden Frauen diese Aufgabe hatte.

Zum fünften und letzten Mal erscheint das Erdbeben in der Predigt des Priesters. Dort zeigt Kleist es jeder empirischen Wirklichkeit entkleidet als ein Strafgericht, „was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war.“⁶⁸ In der Wiedergabe der Predigt wird eine konkrete Schilderung des Bebens nur angedeutet, aber nicht ausgeführt. Demgegenüber bildet die Deutung der Ereignisse deren Tenor. So bleibt von dem Beben nur der Riß in der Domwand, und dieser wird von dem Priester in ein Zeichen der Drohung verwandelt, ganz in der Tradition des biblischen Menetekels.⁶⁹ Nachdem der Priester auf diese Weise den Auslöser der Katastrophe benannt und veranschaulicht hat, nämlich Gott, benennt er den Grund für dessen Strafe: die Unsittlichkeit in der Stadt. Hier wählt er, jetzt konkret auf die Bibel Bezug nehmend, ein sprechendes Beispiel: Sodom und Gomorrha. Zugleich hebt er die Güte Gottes hervor, da die Stadt noch teilweise stehe, obwohl die Sittenlosigkeit hier größer sei als damals. Auf

⁶⁷ ebd.

⁶⁸ ebd. S. 155

⁶⁹ vgl. Daniel 5

diese Weise wird nebenher noch ein Unterschied zwischen alt- und neutestamentarischer Gottesvorstellung eingeführt. Die Darstellung der Predigt endet mit der Benennung der Frevler: Erst schildert der Priester das Vergehen, dann wird die Schuld erweitert auf die Stadt, da diese Schonung gewährt hätte, und schließlich wünscht er Jeronimo und Josephe zum Teufel. Mit der Nennung der Namen bricht die Predigt ab, und der Blick wird auf das dadurch ausgelöste Geschehen gewendet: der Versuch der Flucht und die Morde an Jeronimo, Constanze, Josephe und schließlich dem Kind Juan.

Die Predigt des Priester bezieht sich nur am Rande auf die Ereignisse während des Erdbebens, das Augenmerk liegt auf seiner Einordnung. Diese muß als allegorisch charakterisiert werden, da das Erdbeben nicht für sich gesehen wird, sondern als Manifestation des Zorns Gottes. Der Priester deduziert dabei aus der Strafe deren Anlaß und kommt von den Bürgern der Stadt zu Jeronimo und Josephe. Der Weg, den dieses allegorische Denken einschlägt, führt also zum einen von der Wirkung zur Ursache und zum anderen vom Allgemeinen zum Besonderen.

Es ergeben sich an dieser Stelle also drei Darstellungsarten ein und desselben Geschehens: den Anfang bilden zwei empirische Berichte, in dem Sinne, daß sie nur wiedergeben, was die Figuren sehen, fühlen und erleben. Darauf folgen zwei wenig wirklichkeitsgetreue Schilderungen, die das Geschehen auf menschliche Handlungen reduzieren und diese in den Bereich des Sagenhaften rücken. Den Abschluß bildet dann die Predigt, die das Geschehen nur als Äußerung eines höheren Willens wahrnimmt.

Diese Aufteilung des Textes wird gestützt durch den Satz der Erzählung in der Brandenburger Ausgabe (BA) der Werke Kleists. Dort wird die Erzählung durch zwei Absätze in drei Teile gegliedert, denen die drei Darstellungsarten zugeordnet werden können. Dagegen hat Helmut Sembdner die Erzählung in der Fassung wiedergegeben, wie sie ursprünglich in Cottas „Morgenblatt“ erschien, unterteilt durch 29 Absätze. Er rechtfertigt dieses Vorgehen mit der Behauptung, daß für die Ausgabe im ersten Band der Erzählungen von 1810 der Text wegen Papiermangels gekürzt werden mußte und deshalb nur zwei Absätze erhalten blieben. Sembdner belegt seine Annahme durch eine Berechnung der für den Satz des Bandes der Erzählungen notwendigen Druckbögen, die ohne eine Streichung der Absätze nicht gereicht hätten.⁷⁰ Dagegen argumentiert einer der Herausgeber der BA, Roland Reuß, daß Sembdners Berechnungen nicht stimmten, und verweist auf die Erstausgabe des Bandes der Erzählungen. Er schließt, daß die Einteilung der Absätze von Kleist selbst stammen muß.⁷¹ In der Textgestalt der BA endet dann der erste Abschnitt mit dem Einschlafen unter dem Granatapfelbaum⁷² und der zweite, bevor der Gottesdienst erwähnt wird, nachdem Jeronimo und Josephe beschlossen haben, doch nicht nach Spanien auszuwandern.⁷³ Dem triadischen Konzept von Weiss widerspricht diese Textgestalt, da der Text, zöge er das Konzept nach, die Ankunft der beiden im Paradies unterstriche. Statt dessen endet der erste Abschnitt mitten im Para-

⁷⁰vgl. Kleist, Bd. 2, S. 902

⁷¹Kleist 1993, Bd. II/3, S. 50

⁷²Kleist, Bd. 2, S. 150

⁷³ebd. S. 153

dies und faßt auf diese Weise die Berichte Jeronimos und Josephes im ersten Teil zusammen. Der zweite Abschnitt beinhaltet die sagenhaften Berichte und der dritte die Predigt.

5 Perspektive und Wirklichkeit

Man könnte durch die Anzahl der Darstellungsarten verführt werden, erneut eine Trias für diese Erzählung zu konstruieren. Nur genügte man in diesem Fall mehr einer Form von Zahlenmystik als einem hinreichenden Grund; denn identifizierte man den empirischen Teil mit dem Selbstbewußtsein und den sagenhaften mit dem Stand der Unschuld, wo wäre dann die Allegorie einzuordnen? Als das Himmelreich, daß die Kirche verspricht? Das bedeutete zwar eine Ironisierung dieses Konzepts, aber die Stufen der Trias würfelte man doch sehr durcheinander und täte ihr und somit der Erzählung einige Gewalt an.

Eine weitere Möglichkeit der Interpretation bestünde darin, das „Erdbeben“ als eine Anklage der Kirche zu lesen, deren Machtmißbrauch am Ende zur Katastrophe führt. Kleist erzählte also die Geschichte der Begegnung Galileis mit der Inquisition in Form der Begegnung der Empirie mit dem allegorischen Denken und führte sie hier zu einer tödlichen Konsequenz. Aber zum einen bliebe die Frage, wozu dann ein sagenhafter Teil eingeschoben wird und zum anderen gliche dieses Unterfangen einem Tanz auf dem Grab der kirchlichen Macht. Dieses Thema ist zu Kleists Zeit nach den geistigen Umwälzungen der Aufklärung und den sozialen der britischen und französischen Revolutionen längst passé.

Ein anderer Kurzschluß stellte Kleist als einen Aufklärer dar, der mythisches und allegorisches Denken durch die Gegenüberstellung mit dem empirisch Erfahrbaren entlarvte und die Inhumanität des allegorischen Denkens aufzeige, indem er es mit den Morden am Ende der Erzählung verknüpfte. Das Problem dieses Schlusses bestände in einem entsprechenden Nachweis, den „Das Erdbeben in Chili“ nicht liefert. Im Gegensatz zu Voltaire, der im „Candide“ ein bestimmtes Denken lächerlich macht und im Vorbeigehen auch andere zeitgenössische Vorstellungen mit Spott überschüttet, um auf diese Weise seinen Leser zum Nachdenken zu zwingen, gewichtet Kleist seine Arten der Darstellung ähnlich, ohne die eine oder andere durch den Ton herabzusetzen. Zwar verwendet er stilistische Mittel, um eine Distanz zur sagenhaften und allegorischen Darstellung zu erreichen, aber diese Distanz wird nicht nur dem Leser mitgeteilt, sondern dient zugleich auch der Abgrenzung der Perspektiven, aus denen das Erdbeben geschildert wird.

Hält man sich an die Erzählung, so stellt das „Erdbeben“ drei Perspektiven nebeneinander. Die erste Perspektive beinhaltet die Berichte Jeronimos und Josephes. Beide Berichte enthalten deren Empfindungen und Erfahrungen. Diese werden durch ihre Ähnlichkeit bestätigt. Zollt man dem naturwissenschaftlichen Rahmen dieser Arbeit Tribut, so läßt sich diese Doppelung des Berichteten als ein den empirischen Naturwissenschaften eigenes Verfahren der Bestätigung eines Phänomens durch einen unabhängigen Beobachter lesen. Es kommt hinzu, daß diese Berichte als einzige der fünf verschiedenen über die Einbindung seismologischer Theorie tatsächlich mit einem naturwissenschaftlich-empirischen

Gehalt versehen werden. Nur beläßt es Kleist nicht bei dieser Einbindung, sondern er identifiziert sehr deutlich die Sprecher der jeweiligen Perspektive. Spricht im sagenhaften Fall ein unpersönliches „man“ und wird im dritten die Allegorie der Kirche zugeordnet, so erscheinen die Darstellungen Jeronimos und Josephes als die Wahrnehmungen des Subjekts. Kleist verknüpft hier also den individuellen Blick, wie er seit der Einführung des perspektivischen Zeichnens in der Renaissance bekannt ist, mit einer naturwissenschaftlichen Sicht der Welt, die sich seit Kopernikus durchgesetzt und bei Francis Bacon ihre Formulierung gefunden hatte. Das oben (s. S. 18) besprochene Problem, daß der seismologische Gehalt des „Erdbebens“ nur umständlich zu erschließen ist, aber nicht explizit deutlich gemacht wird, verweist so gesehen auf eine deutliche Verzahnung von subjektiver Wahrnehmung und naturwissenschaftlicher Sicht. Sie werden in eins gesetzt und sind kaum mehr voneinander zu trennen.

Demgegenüber hat die Sage ein vollkommen anderes Aussehen. Die empirische Wirklichkeit wird auf verschiedene Weise verzerrt. Zum einen rückt das natürliche Geschehen in den Hintergrund und bildet eine diffuse, in ihrer Eigenart unwichtige Katastrophe. Dieser Hintergrund betont um so mehr die Handlungen der Menschen. Eine zusätzliche Unschärfe zeigt die sagenhafte Darstellung durch die Trennung des Bösen und des Heroischen, sowie des unwidersprochenen Nebeneinanders von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem. Was in der Analyse als ein Merkmal der Distanz aufgefaßt wurde (s. S. 21), erscheint hier als eine Eigenart der Sage, die nur deshalb so kraß hervorsteht, weil sie unvermittelt auf die empirischen Schilderungen folgt. Ebenso erfährt die Einleitung der Schilderungen über das „man“ eine Verlagerung der Bedeutung von der Distanz zu einer Charakterisierung des Sprechers. Es gibt hier kein konkretes Subjekt, welches seine Erfahrungen einordnet, überprüft und dann mitteilt, sondern nur eine nicht-persönliche Anhäufung von angeblich Geschehenem. Der Urheber der Schilderungen wird versteckt beziehungsweise versteckt sich hinter einem quasi-Allgemeinen. Jenes Nebeneinander von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem wird so plausibel: es gibt kein konkretes Subjekt, dessen Erfahrungen nachvollzogen werden könnten.⁷⁴

Eine dritte mögliche Sicht der Dinge eröffnet Kleist durch die Perspektive des Priesters. Rückt der Blickwinkel der Sage das Ereignis in den Hintergrund, so schiebt der Priester das Erdbeben schlicht zur Seite. Als konkretes Geschehen spielt es keine Rolle mehr und wird auf den Riß in der Domwand verdichtet. Zugleich benennt der Priester diesen Riß in seiner allegorischen Deutung als ein Zeichen des göttlichen Zorns. Über eine Umkehrung des Kausalitätsprinzips werden Jeronimo und Josephe als die Dornen im göttlichen Auge verdammt. Die kirchliche Tradition dieses Blickwinkels hebt Kleist zum einen durch die Anwendung der Allegorie und zum anderen dadurch hervor, daß die Ereignis-

⁷⁴Vergleicht man das hier Vorgebrachte mit Wilperts Definition der Sage, so treten einige der genannten Punkte noch deutlicher hervor. Wilpert bezeichnet die Sage als eine „kurze Erzählung objektiv unwahrer, oft ins Übersinnlich-Wunderbare greifender, phantastischer Ereignisse, die jedoch als Wahrheitsbericht gemeint sind und den Glauben der Zuhörer ernsthaft voraussetzen. Zwar dichtete das Volk nicht selbst, doch die Verfasser bleiben unbekannt.“ Des Weiteren „knüpft sie an einen wirklichen äußeren Anlaß an, den sie in freier Phantasie umgestaltet und ausschmückt...“ Wilpert, S. 607

se erst als eine Referenz auf den Text der Bibel eine Bedeutung erhalten. Ein menschliches Subjekt als Urheber existiert in dieser Tradition nicht. Als Subjekt erscheint Gott, und damit wird die Deutung zu einer unpersönlichen. Der Priester begreift sich in diesem Zusammenhang als der Verkünder der göttlichen Absicht, der die einmal festgelegte Wahrheit in der Heiligen Schrift als den Maßstab allen Geschehens benutzt. Von daher wird auch verständlich, warum Kleist, im Gegensatz zur empirischen und sagenhaften Weltsicht, hier keinen zweiten Teil anschließt, wie es aus Gründen der Symmetrie vielleicht notwendig erschiene: es kann nur diesen einen geben. Die Verknüpfung der Unpersönlichkeit dieses Blickwinkels mit der Inanspruchnahme absoluter Wahrheit schließt eine Überprüfung, wie sie der subjektive Blick benötigt, aus. Die dichotome Unterscheidung der Menschen in der Sage bleibt in dieser Sichtweise zwar erhalten, aber sie wird vollständig anders hergestellt. Kennt die Sage zwei Kategorien mit je eigenen Merkmalen, anhand derer die Guten von den Bösen geschieden werden, so gibt es in dieser Sichtweise nur die Trennlinie des „wer nicht für mich ist, ist gegen mich.“

Mit den Charakterisierungen dieser drei Variationen der Darstellung kann ein erneuter Blick auf den Text jetzt an zwei Beispielen zeigen, in welcher Weise der Vergleich bestimmte Schemata der Wahrnehmung offenbart, und wie diese das Wahrgenommene determinieren. Zum einen kann die Frage gestellt werden, an welchem Maßstab Handlungen orientiert werden, und zum anderen, wie ein Ereignis interpretiert wird. Auf der subjektiven Ebene gibt es sowohl für Josephe als auch für Jeronimo nur die Orientierung am Selbst. Jeronimo eilt durch die zerfallende Stadt, um sich selbst zu retten. Obwohl er durchaus sieht, daß andere in Not sind, macht er erst vor den Toren der Stadt Halt, und erst nach dem Erwachen aus seiner Ohnmacht fällt ihm auch die Geliebte wieder ein. Ähnlich handelt Josephe, doch ihre Handlungsweise wird neben der Rettung ihrer selbst noch durch den Gedanken an ihr Kind geleitet. Im Bereich der Sage entfällt eine entsprechende Orientierung, weil die Motivation ihrer Protagonisten im Dunkeln bleibt. Dort wird erst im Nachhinein unterschieden zwischen heldenhaftem und tückischem Verhalten. Dagegen gibt die kirchliche Tradition die eben angesprochenen Scheidelinie der Kategorien vor, an der die Handlungsweise unter allen Umständen ausgerichtet sein muß.

Die Frage wie ein Ereignis vom jeweiligen Standpunkt aus interpretiert wird, erzählt das „Erdbeben“ ebenfalls. Die kirchliche Perspektive wurde oben schon besprochen: eine Interpretation erfährt ein Ereignis durch den Rückbezug auf die Bibel, beziehungsweise den Willen Gottes. Die Sage interpretiert demgegenüber weniger das Ereignis, als vielmehr die Handlungen der Akteure. Die Zuordnung der Handelnden zu den einzelnen Kategorien ist gleichzeitig die Deutung des Geschehens. Dem subjektiven Blickwinkel fehlt eine allgemein gültige Regel der Deutung. So kommt es, daß sich Jeronimo und Josephe in ihrem idyllischen Zwiegespräch vorstellen „wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden!“⁷⁵ Der ausschließliche Bezug auf das eigene Schicksal im Vergleich zu anderen verführt sie zu einer fast solipsistisch anmutenden Sicht des Geschehens.

⁷⁵Kleist, Bd. 2, S. 150

Spielt man weiter mit diesen Charakterisierungen, läßt sich ihnen eine moderne Wendung geben. Betrachtet man die jeweilige Art der Darstellung nicht als eine Perspektive, sondern als eine Erzählung dessen, was geschehen ist, so ergibt sich die Frage nach dem jeweiligen Autor. Die kirchliche Tradition kennt nur Gott als auktorialen Autor, dessen Schrift hier als ein Riß in der Wand erscheint. Dagegen kennt die Sage nach Kleist keinen Autoren oder hat ihn in der Allgemeinheit, etwa so, wie die Romantik die Märchen als Äußerung der Volksseele ansah. Mit dieser Wendung wird dann das empirisch erfahrende Subjekt zum Autor seiner eigenen Geschichte. Es ist nur fraglich, ob eine solche Sicht nicht eher dazu führte, die entsprechende Philosophie zu exemplifizieren, anstatt dabei zu helfen, die Erzählung zu verstehen. Daher soll es bei dieser Anspielung bleiben.

Keht man noch einmal zu einer grundsätzlichen Feststellung zurück, so muß diese lauten, daß hier ein Geschehen aus drei Perspektiven geschildert wird. Auf eine subjektiv empirische folgt eine sagenhafte und schließlich eine allegorische Schilderung des Erdbebens. Diese Abfolge verweist nicht auf ein historisches Nacheinander, sondern stellt diese Schilderungen zu einem Vergleich nebeneinander. Dabei geht es in diesem Vergleich nicht darum, die einzelnen Perspektiven negativ oder positiv zu bewerten, denn sie werden nicht gegeneinander ausgespielt und sie haben nur den gemeinsamen Nenner des Erdbebens. Stattdessen vergleicht Kleist in dieser Erzählung, und das sollte durch die Charakterisierung der einzelnen Perspektiven deutlich geworden sein, ihr jeweiliges Funktionieren. Er kennzeichnet ihre Merkmale und ihr Vorgehen, und damit gelingt es ihm, zu zeigen, wie sich die „Wirklichkeit“ unter dem jeweiligen Blickwinkel organisiert.

War es vorher eine Frage, warum die Abfolge der Perspektiven von der empirischen über die sagenhafte zur allegorischen verläuft, so macht diese jetzt Sinn. Die empirische Beschreibung muß den Anfang machen, um den Leser über den gemeinsamen kulturellen Nenner, den der subjektiven Wahrnehmung als des Status quo, über das Geschehen ins Bild zu setzen. Erst dann können die mittlerweile fremd gewordenen Formen der Darstellung folgen, denn erst danach sind sie verständlich. Man kann es sogar als einen konsequenten Zug Kleists ansehen, daß er der Allegorie die Macht gibt, Mord und Totschlag hervorzurufen, da dies 1647 noch ihrer Stellung entsprach.⁷⁶

Man kann, anstatt die Feststellung des Vergleichs nur dafür zu mißbrauchen, die vorgegebene Reihenfolge im Nachhinein zu rechtfertigen, weitere, wesentlichere Schlüsse ziehen. Für den speziellen Fall der Naturwissenschaft in der Kleistschen Dichtung ergibt sich eine Zweiseitigkeit. Einerseits erlaubt sie durch den Rückgriff auf theoretische Kenntnisse eine genauere Schilderung. Andererseits wird sie — wenn es denn richtig ist, daß hier naturwissenschaftliche Sicht und subjektive Wahrnehmung in der empirischen Perspektive zusammengefaßt werden —, durch den Vergleich mit anderen Perspektiven in Frage gestellt. Die Antwort auf diese Frage lautet hier, daß sie — durch ihre Voraussetzungen — wie andere Perspektiven auch, die Erzählung determiniert. Sie

⁷⁶Bei Voltaire hat das dem Erdbeben folgende Autodafé einen historischen Hintergrund: es fand ein halbes Jahr nach der Zerstörung Lissabons, am 20. Juni 1756, tatsächlich statt.

stellt eine bestimmte Repräsentation von Wirklichkeit her, die den ihr eigenen Beschränkungen unterliegt. Schiebt die Sage das Erdbeben in den Hintergrund und läßt die Allegorie ein für-sich-sehen des Bebens gar nicht erst zu, so unterstellen jedoch beide Blickwinkel dem Geschehen eine vorgegebene Ordnung. Demgegenüber zerfällt das Geschehen in der subjektiven Wahrnehmung in eine Vielzahl von ungeordneten Ereignissen, die das Individuum bedrängen und auf sich selbst zurückwerfen: es bleibt ihm nichts anderes, als sein Erleben selbst zu ordnen. Auf diese Weise wird es zum Maß der Dinge, und die in den empirischen Wissenschaften eingeforderte Objektivität durch den intersubjektiven Vergleich verkümmert in dem idyllischen Zwiegespräch Jeronimos und Josephes zu einem gemeinsamen Irrtum.

Bei einer allgemeinen Einschätzung des Vergleichs zeigt sich, daß die Voranstellung der Perspektive des Status quo zwar einerseits einer allgemein verständlichen Schilderung dient, andererseits jedoch durch die folgenden Sichtweisen relativiert wird. Die Relativierung zielt dabei gar nicht auf den Inhalt, weil dieser immer der gleiche ist, wie diffus oder nebensächlich das Erdbeben auch erscheinen mag, sondern sie zielt, das bezeugt der Vergleich, auf die Form. Aus der Form der Wahrnehmung resultieren hier die Ergebnisse: die drei Variationen des Themas. Mit diesem Vorgehen wird eine apodiktisch auftretende empirische Weltsicht in Frage gestellt. Feierte Voltaire im „Candide“ noch den Sieg der Empirie über die „prästabilierte Harmonie“, so ist es hier damit vorbei: die empirische Sicht der Welt wird befragt. Es ist die Gleichwertigkeit der drei Darstellungsarten, welche die Frage formuliert: da der Vergleich nicht wertet, erscheinen die drei Formen als gleichberechtigt und der subjektive Blick wird als eine mögliche Perspektive unter anderen beschrieben. Das Bloßlegen der Formen der Perspektiven, welche die Wahrnehmung determinieren, im Verein mit dieser Art des Vergleichs, stellt die jeweiligen Blickwinkel vor, ohne deren historische Verknüpfungen aufzuzeigen oder deren Wertung vorzunehmen. Die subjektive Perspektive erweist sich in dieser Betrachtungsweise nicht besser oder schlechter als die sagenhafte oder allegorische; sie zeigt sich schlicht anders.

6 Zusammenfassung

Es ist davon auszugehen, daß hier, wie in jeder wissenschaftlichen Arbeit, in das untersuchte Phänomen — „Das Erdbeben in Chili“ — ebensoviel hineingelesen wie herausgeholt wurde. Außerdem wurde durch das Oberthema „Dichtung und Naturwissenschaft um 1800“ ein Rahmen gesteckt, der die Untersuchung anderer Aspekte dieser Erzählung Kleists gar nicht zuließ. So wäre es durchaus denkbar diese Geschichte, die ja in erster Linie eine über Illusion und Hoffnung ist, auch in einem religiösen Rahmen zu lesen.

Trotz dieser Einschränkungen können einige Ergebnisse festgehalten werden. Die Auseinandersetzung mit der Theorie Herminio Schmidts zeigte, daß dessen These, Kleist übertrüge in seinen Werken naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten in den zwischenmenschlichen Bereich, unzutreffend ist. Zum einen schränkt Schmidts Lesart die Texte in ihrer Bedeutung enorm ein, da

er sie auf das Thema Elektrizität reduziert, und zum anderen läßt sich die Übertragung von Gesetzmäßigkeiten nicht nachvollziehen. Im Gegenteil, die von Schmidt behauptete poetische Formulierung naturwissenschaftlicher Phänomene konnte an ausgewählten Stellen widerlegt werden. Dabei ergab sich eine erste Andeutung des Stellenwerts der Naturwissenschaften für die Arbeit Kleists: in der „Penthesilea“ verwendete er Metaphern, deren naturwissenschaftlicher Bezugspunkt es ihm erlaubte, die Handlungen der Akteure exakter zu beschreiben.

Die Verwendung naturwissenschaftlicher Kenntnisse als Mittel zum Zweck einer präzisen Beschreibung wurde auch für die Erzählung „Das Erdbeben in Chili“ postuliert. Über den Vergleich der Darstellung des Erdbebens von Lissabon in Voltaires „Candide“ wurden Eigenheiten der Schilderung Kleists deutlich gemacht. Diese Eigenheiten wurden auf die seismologische Theorie John Michells bezogen. Auf Grund dieses Vorgehens konnte in dem Text eine Form der Darstellung identifiziert werden, welche diese oder eine ähnliche Theorie benutzt zu haben scheint, nämlich die Berichte Jeronimos und Josephes. Mit der Feststellung dieser als subjektiv bezeichneten Darstellung wurde der Fokus der Aufmerksamkeit auf andere Formen der Darstellung des Bebens gelenkt, die einer solchen Charakterisierung entgegenstehen. Die Darstellung in den Unterhaltungen der Flüchtlinge vor der Stadt konnte so der Sage und die Darstellung in der Predigt des Priesters der Allegorie zugeordnet werden. Nach der Konstruktion dieser Streckbank für die Erzählung konnten dem Text die jeweilige Darstellungsform präzisierende Merkmale entlockt werden.

Wesentliche Merkmale für die subjektive Perspektive sind zum einen die Gleichsetzung des individuellen mit dem naturwissenschaftlichen Blick auf die Welt, zum anderen die fehlenden moralischen Vorgaben für das Handeln des Einzelnen und die Deutung des Geschehens. Als Resultat dieses Mangels ist das Subjekt bei der Suche nach Orientierung auf sich selbst zurückgeworfen. Im Bereich der hier der Sage zugeordneten Form der Darstellung stellte sich heraus, daß diese das Geschehen zwar ordnet, aber deutlich verzerrt: das Erdbeben wird in den Hintergrund gedrängt und das Augenmerk betont die menschlichen Handlungen. Aus der kirchlichen Perspektive gibt es eine klare Vorgabe für die Handlungen der Menschen. Die Ordnung und Deutung des Geschehens zeigt sich unter der Berufung auf eine absolute Autorität als eindeutig und unbezweifelbar. Allerdings spielt das Geschehen als solches aus diesem Blickwinkel gar keine Rolle mehr.

Die einzelnen vorgestellten Sichtweisen werden in der Erzählung nicht in einem moralischen Sinn gewertet oder gegeneinander abgewogen. Andere Bezugspunkte der Sichtweisen untereinander als das gemeinsame Thema des Erdbebens, etwa in der Art historischer Zusammenhänge, werden genausowenig deutlich. Daraus wurde der Schluß gezogen, daß hier ein Vergleich unternommen wird, der für jede Perspektive zeigt, wie sich anhand ihres unterschiedlichen Vorgehens die Wahrnehmung der Welt organisiert.

Literatur

- Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften**, Hg. C. F. von Gräfe u. a. , Berlin 1828 – 1849.
- Franklin, Benjamin**: Experiments and Observations on Electricity, Hg. I. Bernard Cohen, Cambridge, Mass. 1941.
- Goethe Wörterbuch** Band 2, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1989.
- Kleist, Heinrich von**: Sämtliche Werke und Briefe, Hg. Helmut Sembdner, 2 Bände, München 1984, 7. Auflage.
- Kleist, Heinrich von**: Das Erdbeben in Chili, in ders.: Sämtliche Werke „Brandenburger Ausgabe“, Hg. Roland Reuß und Peter Staengle, Band II/3, Basel und Frankfurt 1993.
- Kühn, Karl Gottlob**: Die neuesten Entdeckungen in der physikalischen und medizinischen Elektrizität, Leipzig 1797.
- La Place, Peter Simon** (i. e. Pierre Simon de Laplace): Darstellung des Weltsystems, 2 Bände, Frankfurt 1797.
- Mason, Stephen F.**: Geschichte der Naturwissenschaft, Stuttgart 1961.
- Olenick, Richard P. u. a.**: Beyond the Mechanical Universe, Cambridge 1986.
- Pickerodt, Gerhart**: Heinrich von Kleist. Der Widerstreit zwischen Mechanik und Organik in Kunsttheorie und Werkstruktur, in Möbius, H. und Berns, J. J.: Die Mechanik in den Künsten, Marburg 1990, S. 157 – 168.
- Priestley, Joseph**: The History and Present State of Electricity, Vol. 1, 3. Auflage London 1755, Nachdruck New York, London 1966.
- Schmidt, Herminio**: Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip, Bern und Stuttgart 1978.
- Schmidt, Herminio**: Heinrich von Kleist's Poetic Technique: Is It Based on the Principle of Electricity?, in Ugrinsky, A. (Hg.): Heinrich von Kleist - Studien, Berlin(West) 1980, S. 203 – 213.
- Taylor, John Gates**: Eighteenth-Century Earthquake Theories: A Case-History Investigation into the Character of the Study of the Earth in the Enlightenment, Dissertation, Oklahoma 1975.
- Voltaire**: Candide oder der Optimismus, in ders.: Kleine Romane und Erzählungen, Rütten & Loening Berlin (Ost) 1984, S. 134 – 232.
- Weiss, Sydna Stern**: Kleist and Mathematics: The Non-Euclidean Idea in the Conclusion of the *Marionettentheater* Essay, in Ugrinsky, A. (Hg.): Heinrich von Kleist - Studien, Berlin(West) 1980, S. 117 – 126.
- Wilpert, Gero von**: Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 1964.
- Wußing, Hans (Hg.)**: Geschichte der Naturwissenschaften,

Köln 1983.

Zedler, Johann Heinrich: Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Band 5, Halle und Leipzig 1733, Nachdruck Graz 1961.

Der Text wurde mit freier Software, i.e. Public Domain Software, gesetzt. Verwendet wurde das Satzsystem $\text{T}_{\text{E}}\text{X}$ (Version 3.141) mit dem Makropaket $\text{L}^{\text{A}}\text{T}_{\text{E}}\text{X}$ (Version 2.09) aus dem $\text{T}_{\text{E}}\text{X}$ -Paket für Linux.